

Gefchäftliches.

Fernsprecher 976. Ellenbogengasse 2.

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 292.

Samstag, den 15. Dezember 1906.

21. Jahrgang.



* Wiesbaden, 14. Dezember 1906.

• **Populär-wissenschaftlicher Cyclus des Volksbildungsvereins.** „Deutsch-Südwestafrika“ bildete das Thema, über das gestern Herr Oberlehrer Spamer in anregender Weise zu sprechen wußte. Redner schilderte die von dem ansehnlichen westlichen, verschiedenen afrikanischen Klima- und Bodenverhältnisse, sowie die Flora und Fauna des Landes, ferner die beiden vorwiegenden Eingeborenentypen, die Neger und die auf mongolischen Ursprung weisenden Hottentotten. Die Betrachtung führte zu dem Ergebnis, daß das Land in Bezug auf Viehzucht und Gartenbau zweifellos Zukunftswerte besitze und die Lage sonach keine so schlimme sei, als sie gelegentlich in den Berichten der Tagespresse hingestellt wird. Auch der Bergbau verdiene, da reichliche Lager von Kupfererzen vorhanden, Befürwortung. Zum Schluß gedachte Redner noch in warmen Worten unserer Kolonialtruppen. Eine Reihe farbiger Lichtbilder illustrierte den Vortrag, der dankbare Aufnahme fand.

• **Das erste Konzert des Männer-Gesang-Vereins.** Samstag, 15. Dezember, abends 8 Uhr, veranstaltete der Wiesbadener Männergesangsverein in seinem neuen Vereinslokal (Wartburg) sein erstes Konzert, welches am Sonntag nachmittag 4 Uhr wiederholt werden wird. Mitwirkende: Frau Olga Klapp-Schäfer, Konzertfängerin aus Karlsruhe und Herr Heinrich Barthardt, Konzertmeister aus Baden-Baden. Der Verein singt Chöre von Schubert, Schumann, Heine, Böllner, Rembaur, Hummel, Karl Schaub, Debussy und Andreane. — Nach jedem Konzert gemütliches Beisammensein der Vereinsmitglieder mit Damen im kleinen Saal und im Klublokal der Wartburg. — Der Zutritt zu den Konzerten ist nur gegen Vorzeigung der besonderen, persönlich gültigen Tageskarten gestattet. Am 2. Weihnachtstage großer Vereinsfestball.

• **Vollzug in der Anstaltskellerei im Rathaus.** Der erste Vollzug am vergangenen Mittwoch war recht gut besucht. Es wäre wünschenswert, wenn der Besuch an den beiden anderen Vollzügen (Samstag und Sonntag) ebenfalls ein recht reger würde. Eintritt 10 A.

• **Der Brausführer ohne Anzug.** Dieser Tage fand in der Frankfurter Altstadt eine Hochzeit statt, zu der der Sohn eines Kaufmanns als Brausführer geladen war. Er hatte sich extra einen neuen Anzug bestellt und schon 70 A. darauf ausbezahlt. Als der Schneider am Morgen des Hochzeitstages den Anzug noch nicht geliefert hatte, reklamirte man energisch, aber der Schneider erklärte, er könne den Anzug nicht liefern, da ihm die Lampe darauf gefallen sei. In Wirklichkeit hatte er aber, wie festgestellt wurde, den Anzug in Sachsenhausen bei einem Färbereiverseht. Dem Brausführer blieb nichts anderes übrig, als sich einen Anzug zu leihen, und jetzt muß er noch warten, bis der Schneider Geld hat, um den verfehlten Anzug wieder einzulösen zu können.

• **Im Mord in Baden-Baden.** Am Abend des 6. Nov. d. J. hat bekanntlich der Rechtsanwalt Dr. Karl Han aus Bernried in Baden-Baden seine Schwiegermutter, Frau Geheimrat Molitor, aus dem Hinterhalt erschossen und ist dann nach London geflüchtet. Die Vorbereitungen zur Tat hat er, wie erinnerlich, in Frankfurt getroffen, und ist nach der Tat über Frankfurt, Wiesbaden, Köln nach London gefahren, wo er sofort nach seiner Ankunft in Haft genommen wurde. Der Untersuchungsrichter in Karlsruhe hat sofort die Auslieferung wegen Mordmordes beantragt und zwar aufgrund des bestehenden deutsch-englischen Auslieferungsvertrags, nach dem Mörder ohne weiteres ausgeliefert sind. Die maßgebende englische Behörde in solchen Fällen ist der Gerichtshof in der City (Bowstreet). Aber die dortigen Richter sind mit der Auslieferung eines Mannes, der sich unter den Schutz der freien Albion begeben hat, nicht so schnell bei der Hand. Sie sind vor allem peinlich genau und fordern die Vorlage einer ganzen Reihe von Papieren, bevor sie dem Antrag auf Auslieferung stattgeben. So wurde eine genaue Beschreibung des Tattats verlangt, ferner ein Nachweis dafür, daß Han wirklich der Mörder seiner Schwiegermutter ist und zuletzt, vor einigen Tagen, noch ein ärztliches Gutachten über die Todesursache der Frau Molitor. Alle diese Papiere sind von den deutschen Behörden nunmehr beigebracht worden und der Auslieferung Haus stünde nichts mehr im Wege, wenn er nicht erheblich erkrankt wäre. Sobald sich sein Befinden einigermaßen gebessert hat, wird seine Ueberführung nach Deutschland erfolgen und er ins Untersuchungsgefängnis in Karlsruhe eingeliefert werden. In Karlsruhe wohnt übrigens auch seine Frau mit den beiden Kindern, die sich auf freiem Fuße befinden, da sie ja mit der Tat ihres Mannes nichts zu tun hatte und ihr sein Vorhaben unbekannt war.

• **Ausnahmetarif.** Für den Verkehr der vereinigten kgl. Preussischen und Großherzoglich Hessischen Staatseisenbahnen, der kgl. Preussischen Militär-Eisenbahn, der Großherzoglich Oldenburg. Staatseisenbahnen, der Cronberger, Fargen-Begeßader, Hohar, Alms-Kerkerbach- und Kreis Oldenburger Eisenbahn tritt mit Gültigkeit vom 15. Dezember d. J. bis 31. Dezember 1906 ein Ausnahmetarif für Fracht von frischgeschlachtetem Vieh (Kalb, Schweine, Schafe, Ziegen, auch Kälber, Ferkel, Lämmer, Widder) in Kraft. Die Beförderung und Frachtberechnung erfolgen für Stückgut und Wagenladungen nach den Bestimmungen des Spezialtarifs für bestimmte Güter im Teil 1 b des deutschen Eisenbahn-Gütertarifs. Für Wagenladungen werden vom 1. Januar n. J. ab außerdem auf Entfernungen von über 100 km. noch weiterhin ermäßigte Frachtsätze in Kraft treten, deren Höhe eisenbahnseitig später bekanntgegeben wird.

• **Die erste Automobil-Unfallstatistik.** Zum ersten Male haben die Automobil-Interessenten versucht, eine Automobil-Unfallstatistik aufzustellen. Diese Zusammenstellung reicht vom 1. November 1905 bis 1. August 1906, also über 9 Monate, und ist vom Kaiserlichen Automobilklub veröffentlicht worden. Sie zeigt in diesem Zeitraum 497 Unfälle, von denen in 333 Fällen das Fahrzeug erkannt wurde, also in 67 Prozent aller Fälle, während es in 28 Prozent aller Fälle unerkannt blieb, ob der Wagenführer erkannt wurde, so daß also der Fahrer sich nur in 5 Prozent der Fälle der Feststellung zu entziehen wußte.

Bedenkt man, wie viele Schuldige an Unfällen aller Art sich auch sonst im Leben der Straße durch die Flucht zu entziehen wissen, und denkt man ferner daran, wie groß die Versuchung hierzu für den Führer eines Automobils ist, so wirft die geringe Prozentzahl ein günstiges Licht auf den Geist der Autolenter. Allerdings weiß man nicht, ob in den 28 Prozent der von den Zeitungen „unerkannt“ gelassenen Schuldigen sich nicht noch dieser oder jener Sünden verbirgt. Von gleichem Interesse ist auch die Frage: wen trifft die Schuld? Scheidet man die Fälle aus, in denen die Schuld nicht festgestellt werden konnte, so entfallen 26 Prozent auf den Wagenführer, 17 Prozent auf das Automobil (Versagen der Maschinerie), 25 Prozent auf den Zustand der Straße, 15 Prozent auf Passanten, 17 Prozent auf fremdes Fuhrwerk. Von den auf die Straße entfallenden 25 Prozent sei die Hälfte als Force majeure betrachtet, die andere Hälfte dem Wagenführer zur Last gelegt, der doch den Zustand der Straße berücksichtigen muß, so kämen 55 1/2 Prozent der Unfälle zu Lasten des Automobilismus. In annähernd der Hälfte aller Fälle also ist der Automobilismus entschuldigt. Mit weiterer Vervollkommen der Technik wird sich das Verhältnis weiter zu Gunsten des Automobils verschieben, da dann die Fälle sich vermindern werden, wo die Maschine versagt.

• **Der Wert des Schneeschuhlaufens für die Jugend** wird wohl am besten durch die Tatsache bewiesen, daß jetzt in vielen Schulen, besonders im Harz, in Tirol, im Riesengebirge, im Erzgebirge usw. an Stelle des Turnens in den Winterferienplan das Schneeschuhlaufen aufgenommen ist. Wie glänzen da die Augen, wenn es unter Führung des Turnlehrers hinausgeht auf die umliegenden Höhen! Mit roten Wangen lehren dann die fröhliche Kinderstube heim von diesen Herz und Lunge gleich wohlthuenden Übungen. Unter fachkundiger Leitung ausgeführt, haben dieselben den großen Vorteil gezeigt, daß sich bei den Jugendwettläufen auf Schneefeldern, die jetzt alljährlich in den einzelnen Gebirgsgegenden abgehalten werden, die Leistungen von Jahr zu Jahr wesentlich gehoben haben, auch die Zahl der Teilnehmer stetig wächst. Der praktische Wert des Schneeschuhlaufens wird leider noch von einem Teil derjenigen, denen das Wohl und die Erziehung unserer Jugend anvertraut ist, zu wenig gewürdigt und es wäre an der Zeit, daß sich diese Herren endlich mal davon überzeugen, daß die Zeiten längst vorbei sind, wo man im Winter unglücklich hinter dem Ofen kocht, oder sich ausnahmsweise, tief eingemummelt, ins Freie wagt. Sie übersehen noch gänzlich, daß Krankheiten, die durch Erkältung entstehen, nicht die Folge vom Genuß der Winterluft, sondern von deren Entbehrung sind. Es seien bei dieser Gelegenheit Eltern und Lehrer, sowie alle diejenigen, denen das Wohl unserer Jugend am Herzen liegt, auf eine kleine Broschüre, betitelt: „Praktische Winke für Schneeschuhläufer“ aufmerksam gemacht, die der „Winterportverlag“ in Berlin W. 30 an Interessenten kostenlos abgibt. Abgesehen davon, daß diese Übungen die Muskel des einzelnen stärken und seine Energie wach rufen, hat die Pflege des Schneeschuhsports seitens unserer Jugend für die Wehrkraft unseres gesamten Vaterlandes einen nicht hoch genug anzuschlagenden Wert, da durch ihn die Gesundheit im allgemeinen und damit die Militärfähigkeit der Bevölkerung gehoben wird. Dazu kommt, daß seitens der Militärbehörden seit Jahren dem Schneeschuhsport, weil er den Mut hebt und für den Vorpösten- und Aufklärungsdienst im Fall eines Krieges von großer Bedeutung ist, große Beachtung geschenkt wird. Es werden alljährlich militärische Übungen auf Schneeschuhen abgehalten. Bei der knapp bemessenen Zeit der Ausbildung kann es daher nur wünschenswert sein, wenn die jungen Leute gleich als tüchtige Schneeschuhläufer in die Armee eintreten und die Zeit der Ausbildung in diesem Sport gespart wird.

• **Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Mitte Stuttgart).** Mit Beschluß vom 11. Dezember l. J. genehmigte der Aufsichtsrat die für das Jahr 1907 von der Direktion in folgender Höhe festgesetzten Dividenden der Bankmitglieder: Die Dividende für die nach Plan A versicherten Mitglieder bleibt auf 36 Prozent der ordentlichen Jahresprämie und 18 Prozent der alternativen Zusatzprämie (wie im Vorjahr); die nach Plan B versicherten, weis, auf die Nachgewährung rückständiger Dividenden verzichtet, erhalten 41 Prozent der ordentlichen Jahresprämie und 20,5 Prozent der alternativen Zusatzprämie (gegen 40 Prozent bzw. 20 Prozent im Vorjahr); die nach Plan C (Dividende im Verhältnis der eingezahlten Prämiensumme) versicherten Mitglieder erhalten wie in den Vorjahren 26 Prozent der seitlich bezahlten Jahresprämien. Die höchste in 1907 zur Auszahlung kommende Dividende nach Plan D (für die im Jahre 1877 beigetretenen) beträgt 78,0 Prozent einer Jahresprämie. Den nach Plan III (Dividenden-erbischaftsplan) Versicherten werden die gleichen Dividenden wie den nach III Beteiligten gut geschrieben.

Verelns- und andere kleine Nachrichten.

Die Gesellschaft „Alt Bilsfang“ veranstaltete am 2. Dezember im „Kaiseraal“ eine Unterhaltung mit Tanz. Für Unterhaltung für Jung und Alt war in jeder Weise Sorge getragen und sind besonders die schönen Chöre des Scharischen Männerchores zu erwähnen. Auch die Vaholi des Herrn Göb (Mitglied des Scharischen Männerchores) verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Restaurant, Herr Federpiel, sorgte ebenfalls genügend für das leibliche Wohl der Teilnehmer, so daß die Gesellschaft mit Stolz auf diese Veranstaltung zurückblicken kann.

Der Männer-Athleten-Verein (Mitglied des deutschen Athleten-Verbandes), feiert Sonntag, 16. Dezember, im „Kaiseraal“ sein 11. Stiftungsfest. Es ist bekannt, daß der Verein aus sehr großen Kräften besteht. Das beweisen die vielen Ehren-Preise, die der Verein in den 11 Jahren seines Bestehens errungen hat. Der Vorstand hat seine Mühe geschenkt und ein großartiges Programm ausgearbeitet. Zahlreiches Erscheinen ist erwünscht.



Alter Abonnent. In Wiesbaden ist Herr Breuer, Sonnenbergerstraße 1, Konful, und in Frankfurt a. M. ist Herr Rich. Günther Generalkonful für Amerika.

Unerreichte Auswahl
in
Trikottallien
neueste Fassons, alle Größen;
Schulterkragen
Spezialität. Handarbeit;
Damen-Westen
einfarb. u. bunt, vorzüglich sitzend;
Reformkleidern
für Damen u. Kinder.
Beste Qualitäten. Billigste Preise.
L. Schwendk
Mühlgasse 11-13.

Tafelwagen
von Mark 7.75 an.
Küchenwagen
von Mark 2.65 an.
Maße u. Gewichte in größter Auswahl empfiehlt
Süd-Kaufhaus, Morikstrasse 15.

Seiden-Haus M. Marchand
42 Langgasse 42.
Zurückgesetzte Seidenstoffe (solide Ware)
fast zur Hälfte des Wertes.
Tuch- u. seidene Unterröcke mit 20% Rabatt.
Reste für Blusen weit unter Preis.



Nr. 292.

Samstag, den 15. Dezember 1906.

21. Jahrgang.

Bei fremden Leuten.

Roman von Arthur Zapp.

Vorlesung.

(Nachdruck verboten.)

Felicia eilte auf ihn zu und warf sich schluchzend an seine Brust.

„O Papa —“

Tränen erstickten ihre Stimme.

Eine dumpfe Schwüle lag über dem Zimmer. Niemand sprach ein Wort.

„Vater!“ rief Felicia eindringlicher und richtete sich empor.

Sie erschraf über sein verstörtes Aussehen, und als sie sich nach ihrer Stiefmutter umsah, war diese verschwunden.

Frau Wallburg hatte auf einen Wink ihres Gatten das Zimmer heimlich verlassen.

Vater und Tochter waren allein.

„Papa,“ rief Felicia noch einmal, und eine flehende Bitte lag jetzt in dem Ton ihrer Stimme und in ihren tränenfeuchten Augen, „Du kannst es nicht wollen, mich nicht zu einem Bunde zwingen wollen, gegen welchen mein ganzes Innere revoltiert und gegen den Du selbst Dich auflehnen mußt, wenn Du erst weißt, wie dieser abscheuliche Mensch, der sich in Dein Vertrauen gestohlen, von Dir denkt und spricht!“

„Von mir denkt und — spricht?“ stammelte der Bankier, während seine Augen ängstlich spähend nach allen Richtungen gingen.

„Wie meinst Du das, Felicia?“

„Vorhin, auf dem Gise —“, entgegnete diese, Mut fassend, aber doch mit zitternder Stimme. „Er näherte sich mir, er zwang mir seine Gesellschaft auf, trotzdem es ihm nicht entgangen war, daß ich ihn zu meiden suchte. Und als ich dann, durch seinen Spott und sein eisiges Lächeln gereizt, ihm gar zu deutlich meine Abneigung zu erkennen gab, als er sein Spiel und meine Achtung verloren sah, da Papa, da —“

Jetzt war es Felicia, die ängstlich umherblickte.

„Was — was, mein Kind?“ drängte ihr Vater.

„Da, Papa, erging er sich in Aeußerungen über Dich, allerdings nur in dunklen Andeutungen, welche mich aufs höchste erschreckten!“

Felicia verstummte vor dem entsetzten Blick, welchen ihr Vater da auf sie richtete. Jeder Nerv war gespannt, wie in Erwartung dessen, was er hören würde. Er zitterte.

„Was hat er gesagt?“

Wie ein Hauch gingen ihm die Worte über die Lippen. Es war ein kaum verständliches Flüstern.

„O nichts, nichts, lieber, guter Papa,“ begütigte die Tochter und griff nach seinen vorgestreckten Händen, sie an ihre warme, lebensvolle Brust ziehend. Sie waren eiskalt; ein Schauer durchriefelte sie. „Nichts, was sich trennend zwischen Dich und mich stellen, nichts, was meine Liebe zu Dir erkalten lassen könnte. Er rühmte sich seiner großen Gewalt, die er, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, über Dich habe, und daß er mich zwingen werde, mein Benehmen gegen ihn zu ändern. Unsere Lebenswege seien enger verschlungen, als ich ahne. Du verdest mir alles aufklären, heute noch und daß er in meinem

und Deinem Interesse hoffe, daß ich den heutigen Eröffnungen ein geneigtes Ohr leihen werde.

Ich wies ihn mit Entrüstung und Verachtung von mir und war entschlossen, Dir alles zu sagen.

Da kam mir die Mutter mit ihrer andeutungsweisen Erklärung zuvor.

Er war also hier gewesen — bei Dir, und Du, Vater, Du — Du wolltest — ich sollte — — aber nein, Du kannst es ja nicht wollen, Dein einziges, geliebtes Kind nicht in ein Leben voll Bitterkeiten und Verzweiflung stoßen wollen, mein gütiger, lieber Vater!“

Noch einmal senkte sich das tränenfeuchte Haupt der Tochter auf die Brust des Vaters, in der das Herz stark gegen die Rippen pochte.

Und noch einmal senkte sich ein banges, dumpfes Schweigen auf die lebensvolle und doch kaum bewegte Gruppe.

Inzwischen hatte der Bankier Zeit gefunden, sich zu sammeln.

Er richtete mit den zitternden Händen Felicias Kopf empor, und lange und tief tauchte sein Blick in die tränenfeuchten Augen der Tochter.

„Lass' gut sein, mein Kind,“ sagte er dann mit zitternder, doch allmählich erstarkender Stimme, „Du sollst Herrn Berger nicht heiraten!“

„Ach, Vater!“ jubelte Felicia auf.

„Damit,“ fuhr der Bankier fort, „beweise ich Dir wohl am besten, daß er keine Gewalt über mich hat, die ich nicht zu brechen vermöchte. Seine sonstigen Andeutungen mußt Du falsch verstanden oder ihnen einen Sinn gegeben haben, den sie nicht hatten, und wie immer Bosheit und Verleumdung in der Zukunft sich an Dich herandrängen mögen, mein Kind, eines halte Dir immer gegenwärtig, daß mein ganzes Leben und Handeln von Liebe zu Euch diktiert gewesen und vor allem von Liebe zu Dir!“

In tiefer Bewegung zog der alte Mann das blühend schöne Haupt seiner Tochter zu sich empor und küßte sie auf die nassen Augen, während ihm selbst eine Träne über die bleichen, tiefgefurchten Wangen rann.

„So, und nun geh' auf Dein Zimmer,“ Kind,“ sagte er dann. „Du wirst nach allen diesen Aufregungen der Ruhe bedürfen. Mich ruft die Pflicht. Adieu, Felicia, adieu! Du brauchst Dich um Berger keiner Sorge weiter hinzugeben.“

Noch einmal grüßte er freundlich winkend mit der Hand; dann fiel die Portiere hinter ihm zu.

„Adieu, lieber Papa!“ jauchzte Felicia. Und dann war es ihr, als wenn sie ihm nachstürzen, als wenn sie ihn zurüdrufen und festhalten müsse, um noch einmal in sein liebes Vaterange zu sehen, um noch einmal ihren Kopf an seiner treuen Brust zu betten — noch einmal!

Sie bemerzte diese rasche Wallung, die ihr mit wehem Schmerz die Brust durchzuckte, trodnete ihre Tränen und ging schweigend hinaus, um sich nach ihrem Zimmer zu begeben.

Es war ein reizendes, geschmackvoll mit den neuesten Erfindungen des Comforts ausgestattetes Gemach. Noch ganz erschöpft von dem eben gehaltenen Austritt warf sich das junge Mädchen auf eine Chaiselongue, stützte den Kopf in die Hand und versank in Träumerei. Vergangenes und Zukünftiges verflocht sich in ihrer Phantasie zu einem theils anziehenden, theils abstoßenden, unfreundlichen Bilde.

Von der Begegnung mit Berger auf dem Eise irrten ihre Gedanken naturgemäß zu dem freundlicheren Wiedersehen mit Carita von Dromberg und der ersten Begegnung mit ihrem hübschen, chevaleresken Bruder.

Wie liebenswürdig hatte sich Carita gegen sie benommen! Daß sie ihr den Bruder vorgestellt und volle zwei Stunden ihrer Gesellschaft gewidmet, war das nicht der Beweis eines wirklichen, freundschaftlichen Interesses? Zuletzt hatte Carita und der Leutnant sie zu dem Coupé begleitet, und Carita hatte ihr noch in den Wagen nachgerufen: „Also morgen zur selben Zeit, liebe Felicia! Wir erwarten Dich bestimmt.“

Und schon vorher auf dem Eise hatte die Freundin zu ihr gesagt: „Du mußt mich einmal besuchen, Felicia, wirklich! Wenn es Dir recht ist, sehen wir uns überhaupt in Zukunft öfter.“

Und der Leutnant hatte, wenn er auch nichts laut dazu bemerkte, ihr doch bei diesen Worten seiner Schwester so berechtigt ins Auge gesehen, daß sie gefühlt, wie ihr das Blut heiß in die Wangen schloß. — Felicia wußte nicht, wie lange sie so im Halb Schlaf gerath, als sie von einem eigenthümlichen Laut in das volle Bewußtsein zurückgerufen wurde. Es war wie der Knall eines Champagnerpfropfens, nur vielleicht etwas schärfer und lauter. Und dann folgte zunächst wieder völlige Stille, sodas sie schon glaubte, sie habe sich geirrt oder ein Traum habe sie geüßt. Aber nun ließ sich mit einem Male ein wirres Durcheinanderlärmen, Türenschlagen und Rufen vernehmen, sodas sie nicht zweifeln konnte, es sei irgend etwas Außergewöhnliches geschehen. Erschrocken sprang sie auf und rieb sich die Augen. War es wirklich kein Traum?

Aber da ertönte plötzlich die Stimme ihrer Stiefmutter so gellend und durchdringend, daß sie im Nu den letzten Rest von Schlaf von sich abschüttelte und mit ein paar ungestümen Schritten im Korridor war, von dem sie in das Wohnzimmer gelangte. Aus diesem Gemach, das sie in jähem Hast durcheilte, kam man in den Salon und von da in das Privatbureau des Vaters. Alle Türen standen offen, und ein lautes Rufen und Schreien drang zu ihr aus dem Arbeitskabinett heraus. Das Herz pochte ihr zum Zerspringen, als sie nun auf der Schwelle stand, und unwillkürlich hielt sie einen Moment inne. Es war ein schrecklicher, atembeklemmender Zustand, ein instinktives Grauen vor der nächsten Sekunde, die ihr etwas Entsetzliches enthüllen mußte.

Felicia war in das Privatbureau eingetreten. Ihr erster Blick fiel auf den Vater, der auf dem Sopha gebettet war. Sein Gesicht war noch viel bleicher als vorher. Seine Augen waren halb geschlossen — von der linken Schläfe trüffelten große Tropfen Blut. Sie erschrak bis ins Innerste ihres Herzens, ihr Fuß strauchelte, und sie hatte das Gefühl, als müsse sie im nächsten Moment zu Boden sinken. Aber mit einer übermenschlichen Willensanstrengung hielt sie sich aufrecht und stürzte zu dem Sopha hin. Ihre Mutter, die neben dem Sopha gestanden, machte ihr Platz und zog sich an den in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch zurück, wo sie sich auf ein Fauteuil niederließ und die Hände vor das Gesicht schlug.

Felicia aber sank neben ihrem Vater in die Kniee nieder und neigte seine matt herabhängende Hand mit den neu ungestüm hervorbrechenden Tränen.

Auch die umstehenden Buchhalter und Diener wichen zurück, als sie die Tochter des Schwerverletzten gewahrten, und dämpften ihre Stimme zum Flüsterlaut.

Der Wechsel von der Lust zum Ernst des Lebens war so grausam schnell über das junge Mädchen hereingebrochen, daß sie noch wie betäubt war und in einem Zustand fast regungsloser Erstarrung verharrte. Ohne zu fragen, wie und wann das Entsetzliche geschehen, sah sie unverwandt nach dem Gesicht des Schwerverwundeten, über das hie und da ein leises Zucken lief.

Erst als sich eine Hand schwer auf ihre Schulter legte, erhob sich Felicia. Es war der Arzt, der aus der Nachbarschaft herbeigeeilt war und sie nun mit dringlichen Worten ersuchte, ihm den Platz neben dem Leidenden einzuräumen.

Felicia gehorchte und zog sich zu ihrer Mutter zurück. Aber sie vermochte nicht länger als zwei oder drei Minuten in dieser stumpfen Ruhe auszuhalten. Sie lehrte zum Sopha zurück und stellte sich neben den Arzt, der eben damit beschäftigt war, dem Verwundeten ein paar Tropfen Kognak, die ein Diener auf sein Geheiß schnell herbeigeholt hatte, einzuslößen.

Die Wirkung der belebenden Flüssigkeit war eine augenblickliche. Die Augen des Kranken hoben sich völlig in die Höhe.

„Papa, lieber Papa!“ schrie Felicia auf und beugte sich, vom Schmerz und Hoffnung bewegt, zu dem Vater hinab. Aber in des Kranken Zügen machte sich plötzlich ein qualvolles Zucken und Kämpfen bemerkbar, seine Brust röchelte und leuchtete, und seine Lippen bewegten sich heftig. War es der letzte, verzweifelte Kampf um das entfliehende Leben, oder war es der Anblick der Tochter, der dem Leidenden unnenndbare Qualen zu verursachen schien?

Der erschütterte Zuschauenden krampfte sich das Herz zusammen, fassungslos schluchzte sie laut auf, und der Paroxysmus ihres Schmerzes drängte ihr bewegliche Worte der Klage über die Lippen. Aber der Arzt erfaßte sie abermals am Arm und zog sie mit sanfter Gewalt zurück.

„Still doch, Fräulein!“ gebot er in seiner ruhigen, bestimmten Weise. „Sie martern Ihren Vater. Er versteht Sie nicht mehr.“

Eine Sekunde lang starrte Felicia dem Sprechenden, als verstände sie ihn nicht, ins Gesicht, dann brach sie unter dem in ihr aufflammenden Verständnis seiner furchtbaren Worte, die ihr die letzte Hoffnung raubten, bewußtlos zusammen. —

Erst die nächsten Tage brachten den Angehörigen des verstorbenen Bankiers völlige Aufklärung über die Ursache seines plötzlichen, gewaltsamen Endes. Schon seit Jahren hatte das einst glänzende bestehende Bankhaus mit einer wachsenden Unbilanz gearbeitet, und Bankier Wallburg hatte dieselben zu verschleiern gewußt.

Daß er das auf Anraten und mit Mitteln seines Geschäftsfreundes Berger, dem er sich damals anvertraut hatte, gethan, wußte niemand außer diesen Beiden.

Das war Wallburgs Schuld, und Bergers Mitwissenheit hatte diesem dann jenes Uebergewicht über den Bankerottteur gegeben, welches nachmalig Felicia, die Berger zum Weibe geheirathet, so bitter empfinden sollte. Berger allein ahnte auch, was selbst Felicia in ihrem Schmerze nicht bedachte, daß Wallburg diesen Zeitpunkt zu seinem Selbstmorde gewählt hatte, um sein einziges, geliebtes Kind nicht einem ungeliebten und unwürdigen Manne geben zu müssen. Berger hatte mit Enthüllungen gedroht.

Nam war die Kunde von dem schrecklichen Ende Wallburgs zu den Ohren dieses Buben gekommen, als er eine längere Reise in's Ausland antrat. Felicia, das wußte er, war ihm nun doch verloren.

Um seine Verluste wieder wett zu machen, hatte sich Wallburg in umfassen, großartige Transaktionen eingelassen, denen weder sein Geschick, noch seine Mittel gewachsen waren. Wie ein Verzweifelter hatte der Bankier, wie aus seinen hinterlassenen Aufzeichnungen hervorging, gekämpft, dabei von unablässigen Seelenqualen gefoltert, die um so schwerer zu ertragen gewesen, je stiller er sie in sich verschlossen hatte. Aber alles Mühen war vergebens gewesen, die Katastrophe hatte sich zwar aufhalten, aber nicht abwenden lassen, und so hatte der unglückliche Geschäftsmann denn in einem besonders dazu geeignet scheinenden Augenblick zur Pistole gegriffen.

An dem Sarge des Verstorbenen trafen diese überreichen Enthüllungen die beiden Frauen um so schmerzlicher.

Während sich bei der Witwe ihre Erschütterung in lauten, bitteren Klagen äußerte, aus denen sogar hie und da ein Wort des Vorwurfs gegen den Selbstmörder herausklang, trug die Tochter ihr Leid stiller und innerlicher, und sie war ihrem Schmerz so ganz ausschließlich hingegeben, daß sie vorläufig noch keine Empfindung hatte für die Veränderung, die in ihrer Umgebung und mit allen überhaupt, die während der Unglückstage im Hause zu tun hatten, vorgegangen war. Die Dienerschaft legte nicht mehr die frühere Ehrerbietung und Schnelligkeit in der Ausführung ihrer Obliegenheiten an den Tag, ja es kam vor, daß ein erteilter Befehl zwei- oder dreimal wiederholt werden mußte, ehe man sich herbeiließ, zu gehorchen. Mit wenig respektvollen Mienen begegnete man den Angehörigen des Hauses, das, wie man in den Zeitungen erfahren, bankrott geworden, und in dem die Tage jedes Angestellten gezählt waren.

Nur hin und wieder, wenn der Bruder der Witwe auf ein kurzes Stündchen bei ihnen eintrat, wurden die beiden Frauen unsanft an den Umschwung der Verhältnisse gemahnt. Herr Schöning, der im Osten Berlins eine kleine Fabrik besaß, war seit dem Unglückstage unablässig im Bureau des Bankhauses tätig, um mit dem Prokuristen und dem gerichtlichen Verwalter den Stand des Geschäfts festzustellen. Seine Miene wurde von Stunde zu Stunde finsterner, und am Abend vor dem Begräbniß kam der in ihm lodende Grimm und Berger zum offenen Ausbruch.

(Fortsetzung folgt.)

Künstler-Rache.

Humoreske von Wilh. Thal.

(Nachdruck verboten.)

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte und wirkte in Brüssel der berühmte Maler Anton Wierz, dessen unsterbliche Werke noch heute in dem seinen Namen tragenden Museum ausgestellt sind und viel bewundert werden. Wierz nahm seine Stoffe aber nicht nur aus der Geschichte und Philosophie, sondern malte auch Porträts, und so mancher bewarb sich bei ihm um die Gunst, von ihm gemalt zu werden. Doch der Künstler war mit dieser Gunst nicht verschwenderisch; er gewährte sie nur seinen intimsten Freunden oder ausnahmsweise dem Besitzer einer Physiognomie, die seiner Künstlerphantasie auffiel und ihm ein originelles Werk versprach.

So erhielt er eines Tages den Besuch des reichen Notars van Speck, der sein Porträt von Wierz gemalt haben wollte und gekommen war, um sich nach den Bedingungen zu erkundigen. Dieser Notar besaß wohl die bedeutendste Praxis in ganz Brüssel, galt aber für einen sehr geizigen Menschen, und er war es tatsächlich, im großen wie im kleinen, besonders im Kleinen. Es waren über ihn allerlei Legenden im Umlauf, die ihn in den Ruf eines füzigen Geizhalses brachten und die der Künstler ganz genau kannte. Doch Wierz fragte nichts danach, denn sofort fiel ihm der Kopf des alten Juristen auf. Dieser Kopf war eine wahre Fundgrube für einen Künstler. Ein kahler Schädel, runzlige Stirn, buschige Brauen über zwei scharfen, durchbohrenden Augen, die wie die Augen einer Katze im Dunkeln glänzten, eine gebogene Nase, hohle, farblose Wangen und ein spitzes Kinn. Das Gesicht war frisch rasiert, und der Kopf saß scharf und edig auf der vorschriftsmäßig weißen Krawatte.

Wierz warf einen Kennerblick auf die interessante Physiognomie, und je länger der Notar sprach, desto deutlicher grub der Künstler die Linien und Züge des Mannes in sein Gedächtnis ein, der so, ohne es zu wissen, für ihn Modell stand. Er malte bereits in Gedanken und nahm sich vor, aus diesem Kopfe ein Meisterwerk zu schaffen.

„Und was verlangen Sie für das Bild?“ fragte der Besucher.

„Zehntausend Franken, Herr Notar.“

Der geizige Notar sprang wie von einer Schlange gebissen von seinem Stuhle auf. Zehntausend Franken für ein einfaches Porträt — das erschien ihm einfach unglaublich, und er nahm seinen Hut und Stock und schied sich zum Fortgehen an.

Wierz begann sich eines besseren, da er fürchtete, sein Modell könnte ihm unter den Händen entschlüpfen.

„Aber liebster Herr Notar,“ sagte er, „das ist so mein gewöhnlicher Preis; doch da Ihr Gesicht mich interessiert und ich ein schönes Werk daraus zu schaffen gedenke, so will ich für diesmal mit meinen Ansprüchen heruntergehen. Wie hoch schätzen Sie selbst Ihr Porträt? Sagen Sie es mir offen heraus, ich will sehen, was sich tun läßt.“

Der Notar machte ein ganz unbedeutendes Gebot. Der Künstler versuchte scheinbar, ihn zur Zahlung einer höheren Summe zu veranlassen, im Grunde genommen aber wollte er ihn nur noch länger dabeihalten, um sich seine Züge deutlicher einprägen zu können. Schließlich wurde von Thal die Summe von Zehntausend Franken einig, und der Notar erhob sich, um Abschied zu nehmen.

„Wann soll ich Ihnen Modell stehen, Herr Wierz?“

„Die Sache eilt nicht, Herr Notar,“ versetzte der Künstler, der seinen Plan bereits entworfen hatte; „ich bin augenblicklich stark beschäftigt. Wenn es Ihnen recht ist, werde ich Sie benachrichtigen, wann ich Zeit habe.“

„Abgemacht, also auf Wiedersehen!“

Sobald der Notar das Atelier verlassen hatte, ergriff Wierz eine Palette, stürzte nach einer Staffelei und warf die Skizze des Porträts auf die Leinwand. Er gedachte, ein Meisterstück zu schaffen, und machte sich mit großem Eifer an die Arbeit. Den ganzen Tag über malte er, und als die Sonne unterging, stand das Bild in seinen Umrissen vollendet und lebenswahr in seinem Rahmen. Das Gesicht des Notars, das sich von einem dunklen Hintergrunde abhob, war seinem Original zum Sprechen ähnlich.

Am nächsten Tage rekonstruierte der Künstler das Bild, vollendete es, legte es dann in einen Kasten und ließ einen Dienstmann rufen, dem er folgenden Auftrag gab: „Bringen Sie das sofort zu dem Herrn Notar van Speck; lassen Sie von ihm selbst den Kasten öffnen und warten Sie die Antwort ab.“

Wierz rieb sich vergnügt die Hände. Er erwartete, der Notar würde sofort herbeigestürzt kommen, um ihn zu diesem gelungenen und in so kurzer Zeit vollendeten Meisterwerk zu beglückwünschen. Doch in dieser Annahme hatte er sich getäuscht; nach einer Stunde sah er den Dienstmann mit der Kiste auf dem Rücken und einem Briefe in der Hand zurückkommen.

„Was ist denn das?“ fragte der Maler erstaunt.

„Hören Sie,“ sagte der Mann, „man hat die Kiste im Flur geöffnet, und Herr van Speck ist heruntergekommen, um sich den Inhalt anzusehen. Er hat dabei eine gräßliche Grimasse geschnitten und sah ganz wütend aus. Dann hat er mir den Rücken gekehrt und dies hier geschrieben. Schließlich hat er mir befohlen, die Kiste sofort wieder mitzunehmen und Ihnen wiederzubringen, was ich hiermit getan habe. Macht vier Franken.“

Wierz bezahlte den Dienstmann und las den Brief des Notars, der also lautete:

„Mein Herr!“

Ich liebe es nicht, daß man sich über mich lustig macht, und dulde keinen schlechten Witze, besonders nicht von Künstlern. Wir haben miteinander abgemacht, ich sollte Ihnen zu dem Bilde Modell stehen, und Sie erlauben sich mir gegenüber eine Vertraulichkeit, die an Geringschätzung grenzt und mir absolut nicht gefällt. Sie tun gerade, als wäre ich nicht ein oder zwei Stungen wert, und ich finde dies Betragen meiner sowohl wie auch Ihrer unwürdig. Ich wollte mein Porträt haben, und Sie schicken mir da irgend ein Ding, das mit meiner Person absolut nichts zu tun hat und mir nicht im entferntesten ähnlich sieht. Nehmen Sie diesen Schund zurück und rechnen Sie nicht mehr auf meinen Besuch. Ich verspüre keine Lust, weiter mit einem Künstler in Beziehung zu treten, der die Würde seines Berufes so unheimlich verkennt.

Hochachtungsvoll

van Speck.

Als Wierz dies gelesen hatte, brach er zuerst in Lachen aus, dann schimpfte er, und einige für den Notar nichts weniger als schmeichelhafte Ausdrücke durchhallten das Atelier. Bald aber wurde der Künstler wieder ernsthaft, als er sein gelungenes und des Beifalls der Kenner so würdiges Werk betrachtete. Verrgerlich über die Borniertheit des Notars, beschloß er, sich zu rächen und dem Grobian einen Pößler zu spielen.

Lange Zeit blieb er in Nachdenken versunken, dann sprang er auf; ein seltsamer Gedanke war ihm plötzlich gekommen.

Er stellte den Rahmen wieder auf die Staffelei und machte sich nun von neuem hastig an die Arbeit. In kurzer Zeit wurde das Porträt einer augenscheinlichen Verwandlung unterzogen. Das lebenswahre Gesicht blieb unberührt, doch die Haltung des Notars wurde etwas gebeugter, der Blick schielend, der Mund noch mehr zusammengekniffen, die Nase noch krümmer und das Kinn noch spitzer. Dann verschwanden die zum Berufe des Notars gehörigen Gegenstände; der halbdunkle Hintergrund verwandelte sich in einen Keller mit einem Gitterfenster, der Tisch mit den Akten, Büchern und Papieren machte einem großen Schemel Platz, neben dem man einen dicken Krug, ein verschimmeltes Stück Brot und ein Bündel Stroh bemerkte. Dann klebte der Künstler unter den Rahmen ein Etikett mit dem Titel „Im Schuldgefängnis“ und schrieb in eine Ecke des Bildes seinen Namen — Anton Wierz. Dann ließ er eine Droschke kommen, setzte sich und das Bild hinein und begab sich zu dem wohlbekannten Brüsseler Kunsthändler Melchior, dessen Schaufenster stets von Neugierigen besagert waren.

„Mein Lieber, ich habe etwas für Sie! Eine Studie, mit der ich nicht allzu unzufrieden bin; der Typus eines meiner Ansicht nach recht gelungenen Geizhalses. Wollen Sie mir gestatten, das Bild bei Ihnen auszustellen?“

„Über gewiß!“ rief der Händler entzückt; „wann darf ich das Bild abholen lassen?“
„Ich habe es gleich mitgebracht, sehen Sie es sich bitte mal an!“

Melchior geriet in Verzückung und meinte, man würde sich um dieses prächtige Bild schlagen. Dann fragte er, um welchen Preis der Künstler es ihm ablassen wolle.

„Das weiß ich noch nicht,“ versetzte Wierz, der seinen eigenen Plan mit dem Bilde hatte. „Stellen Sie es vorerst nur recht günstig aus, dann wollen wir weiter sehen.“

Wenige Minuten später befand sich das Bild an der besten Stelle des Schaufensters, und das Publikum blieb in Scharen davor stehen. Noch an demselben Abend verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, und am nächsten Morgen sprachen die Zeitungen davon.

Zufällig kam auch ein Freund des Notars van Speet an der Kunsthandlung vorüber, warf, wie jeder Vorübergehende einen Blick darauf und erkannte sofort, wen das Bild darstellte. Fünf Minuten später war er in der Kanzlei des Notars. Dieser lief sofort in heftiger Erregung nach dem Laden des Kunsthändlers in der Rue de la Madeleine, um sich von der Wahrheit der ungeheuerlichen Meldung, die ihm soeben durch seinen Freund geworden, zu überzeugen.

Starr vor Staunen, wie am Boden festgewurzelt, blieb er stehen. Er war es wirklich und wahrhaftig, wie er lebte und lebte. Im Schuldgefängnisse — er, der solideste und reichste Notar von ganz Brüssel! Von einem Handwurst von Künstler öffentlich an den Pranger gestellt! Das war wahrhaftig zu stark. Einem solch unerhörten Unfuge mußte auf der Stelle ein Ende gemacht werden! Zunächst wollte er den Künstler zwingen, sein Bild zurückzuziehen, und so begab er sich denn spornstreichs zu Wierz.

Dieser saß gemütlich in seinem Atelier in einem Beinhessel und rauchte eine Zigarre, als van Speet hereingestürzt kam. Der Künstler empfand darüber nicht die geringste Ueberraschung, er hatte nichts anderes erwartet.

„Guten Tag, Herr Notar,“ sagte er ganz ruhig, „was verschafft mir die Ehre Ihres lebenswürdigen Besuches? Nehmen Sie, bitte, Platz! Rauchen Sie? Hier sind ausgezeichnete Zigarren!“

„Mein Herr,“ sagte der Notar mit zornbebender Stimme, indem er vor dem Künstler stehen blieb, „ich will mich kurz fassen. Es ist augenblicklich im Laden des Kunsthändlers Melchior ein Bild von Ihnen ausgestellt, das mich zum Gespött der ganzen Stadt macht. Ich verlange von Ihnen, daß dieser alberne Scherz sofort ein Ende nimmt. Sie werden deshalb ohne Säumen den Befehl erteilen, daß das Bild aus dem Laden entfernt und in Ihr Atelier zurückgebracht werde. Haben Sie mich verstanden?“

„Nicht ganz, Herr Notar!“ entgegnete der Künstler ruhig. „Es ist allerdings ein Bild von mir bei Melchior ausgestellt; doch ich sehe nicht recht ein, was Sie damit zu tun haben sollten, und weshalb dasselbe Sie zum Gelächter der ganzen Stadt macht, wie Sie sagen!“

„Wie, Sie wagen es, mich noch obendrein zu verhöhn? Aber, mein Herr, das Bild ist ja mein Porträt!“

„Ihr Porträt?“

„Natürlich, mein durch und durch ähnliches Porträt!“

„Verzeihen Sie, dem muß ich widersprechen. Erinnern Sie sich doch, bitte, ein wenig an die Tatsachen, Herr Notar! Sie baten mich, Ihr Porträt zu malen, und ich ging nach längerem Feilschen von Ihrer Seite gegen eine Bezahlung von dreitausend Franken darauf ein. Da ich Ihnen damit eine angenehme Ueberraschung zu machen glaubte, so wollte ich Sie aus dem Gedächtnis malen, und einen Augenblick gab ich mich der Täuschung hin, es wäre mir gelungen. Sie haben mich schnell eines anderen belehrt. Sie schickten mir das Bild zurück und erklärten mir schriftlich, es hätte mit Ihrer ehrenwerten Persönlichkeit nichts gemein, es sehe Ihnen ganz und gar nicht ähnlich. Ist es nicht so, Herr Notar?“

Herr van Speet merkte, daß er in die Falle gegangen war, und erwiderte kein Wort.

„Infolgedessen,“ fuhr Wierz fort, „betrachte ich mich Ihnen gegenüber zu nichts verbunden, und es versteht sich von selbst, daß ich aus meinem Werke einen möglichst hohen Preis herauszuschlagen will. Wer kann mir das verargen?“

Der Notar ging zwei- oder dreimal im Atelier auf und ab, dann sagte er endlich: „Ich liebe den Skandal nicht und möchte die Sache gütlich schlichten. Ich werde Ihnen also dreitausend Franken zahlen und das schreckliche Bild aus Melchior's Laden abholen lassen . . .“

„Einen Augenblick!“ versetzte Wierz, indem er die Nische von seiner Zigarre strich und nachlässig die Beine kreuzte. „Sie können sich wohl denken, Herr Notar, daß das Bild einen bedeutend höheren Wert erlangt hat. Es hat mich nicht wenig Arbeit und genug Kopfschmerzen gekostet; ich kann Ihnen unter uns sagen, ich halte es für eines meiner besten Werke, die ich je gemalt habe. Deshalb werde ich es nicht für dreitausend Franken ablassen, sondern ich verlange fünfzehntausend dafür.“

„Wie? Fünfzehntausend Franken?“ schrie der Notar entsetzt, „sind Sie denn von Sinnen? Wer wird Ihnen für eine solche miserable Meiserei fünfzehntausend Franken geben? Man müßte ja verrückt sein, um so etwas zu tun!“

„Verzeihen Sie, Herr Notar! Ich muß von meinem Pinsel leben. Sie können es mir daher nicht übel nehmen, wenn ich möglichst viel Geld aus meiner Arbeit herauszuschlagen suche. Also verlange ich fünfzehntausend Franken für das Bild, verehrter Herr, nicht einen Centime weniger.“

„Run gut, so scheren Sie sich mitsamt Ihrem Bilde zum Kuckuck!“ rief der Notar, dessen Geiz wieder die Oberhand über die Gütlichkeit gewonnen hatte, und verließ wütend das Atelier.

Raum aber war er auf der Straße, als er sich in ebenso düstere wie unangenehme Betrachtungen vertiefte. Wenn dieses infame Bild noch länger in Melchior's Schaufenster stehen blieb, so würde man sich in immer weiteren Kreisen über ihn lustig machen, und er konnte sich schließlich nicht mehr öffentlich zeigen. Das aber durfte nicht sein, es war daher besser, das Uebel mit der Wurzel auszureißen. Schnell kehrte er deshalb ins Atelier zurück und sagte: „Mein Herr, ich habe mir die Sache überlegt und nehme Ihr Bild für fünfzehntausend Franken; lassen Sie sich die Summe in meinem Kontor auszahlen.“

„Herr Notar,“ entgegnete Wierz, sich langsam erhebend, „Sie sind zu gütig, aber Ihr nobles Angebot kommt leider zu spät. Gleich nach Ihrem Fortgange habe ich mir die Sache anders überlegt, und es ist mir ein großartiger Gedanke gekommen.“

Den Notar überlief eine Gänsehaut. Er hatte eine nur zu gerechtfertigte Furcht vor den großartigen Einfällen und Ideen des genialen Wierz und ahnte eine neue, für ihn unheilvolle Wendung der künftigen Geschichte. „Was für eine Idee haben Sie?“ fragte er ängstlich.

„Ich habe bemerkt, daß mein Bild eine große Anziehungskraft auf das Publikum ausübt. Deshalb möchte ich es noch etwa vierzehn Tage lang in Melchior's Laden ausgestellt lassen und dann eine Lotterie veranstalten. Das Los soll fünf Franken kosten. Vorher werde ich es noch einige Tage von einem geschickten Dienstmann durch die Straßen der Stadt tragen lassen.“

van Speet sah den Maler entsetzt an und rief: „Das werden Sie nicht tun!“

„Weshalb denn nicht? Zum Preise von fünf Franken werde ich eine große Anzahl von Losen absetzen. Ich bin sogar so fest davon überzeugt, daß ich meine Idee unter dreißigtausend Franken nicht aufgeben würde.“

„Hier haben Sie eine Anweisung auf dreißigtausend Franken auf meine Kasse,“ sagte er schließlich; „geben Sie mir dafür, bitte, die Erlaubnis, das Bild zurückziehen zu dürfen, und reden wir nicht mehr davon.“

Der Künstler ließ sich rühren, erhob die Summe, nahm dreitausend Franken für sich und spendete den Rest den Armen. Der Notar van Speet aber lief sofort nach der Rue de la Madeleine, holte dort das Bild ab, eilte damit nach Hause und zerlegte es in größter Eile in tausend Stücke, indem er den tollsten Einfall verhängte, sich von Wierz malen lassen zu wollen.